

Sommer-Lyrik-Gottesdienst, 27. Juni 2021
Johanneskirche Hamburg-Rissen, Pastor Steffen Kühnelt

Der Friede Gottes sei mit euch allen. – Amen.

Liebe Gemeinde,

schläfrig singt der Küster vor, / schläfrig singt auch die Gemeinde. / Auf der Kanzel der Pastor / betet still für seine Feinde. // Dann die Predigt, wunderbar, / eine Predigt ohnegleichen. / Die Baronin weint sogar / im Gestühl, dem wappenreichen. // Amen, Segen, Türen weit / Orgelton und letzter Psalter. / Durch die Sommerherrlichkeit / schwirren Schwalben, flattern Falter.

Der norddeutsche Dichter Detlev von Liliencron führt uns in eine „Dorfkirche im Sommer“, so heißt dieses kleine Gedicht und man spürt geradezu, wie einen die Sommerwärme umfängt, an einem Sonntagmorgen; wie die Gemeinde träge in der Bank gegen den Schlaf kämpft (schläfrig singt der Küster vor...) und wie vor der Kirchentür der helle Sommertag darauf wartet genossen zu werden.

Schön, wenn es so wäre, nicht die Schläfrigkeit von Küster und Gemeinde, aber dieses volle, träge Sommergefühl, die Wärme, das Schwirren und Flattern – die Sommerherrlichkeit. Davon war in den letzten Wochen schon einiges zu spüren, jedenfalls für mich.

Was fällt Ihnen zum Sommer ein, liebe Gemeinde? Was gehört alles hinein in diese Jahreszeit, was gehört für Sie dazu, wonach sehnen Sie sich, welche Rituale, Orte, Erinnerungen verknüpfen sich für Sie mit dieser Zeit? Erinnerungen, die zugleich Sehnsüchte sind? Sind es die langen Tage, das klare Licht, die lauen Lüfte; sind es die vollen Düfte, die Farben? Das satte Grün, Rosen und Kornblumen? Ist es ein Geruch, von gemähem Gras? Der Geschmack von Wassermelone und Grillwurst, von Rhabarberschorle oder einem leichten Wein? Gehört zum Sommer vielleicht Fahrradfahren, Zelten, Fähre fahren über das Meer... und dazu im Sommer der Müßiggang, süßes Nichtstun, freie Zeit. Die Dichter können diese Stimmung schöner beschreiben als die Prediger. Zum Beispiel Theodor Storm. Sein Gedicht heißt Abseits:

Abseits

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen,
Die Vögel schwirren aus dem Kraut -
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und
sonnbeschienen;
Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzeln nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuh, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
- Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

In der Mittagssonnenschwüle zeichnet Theodor Storm ein Bild von einer Idylle, die sich durch nichts stören lässt, kein Lärm, kein Schlag, kein Laut dringt in diese dichte Sommerszene – alles wirkt behaglich und ruhig, das Schwirren der Vögel und das Hasten der Laufkäfer verbreiten keine Hektik, sondern sind Teil des warmen Flimmerns und Schimmerns der Luft und der Natur. Träge lehnt der Bauer an der Tür seiner Hütte und träumt zwischen Heidekraut und Heckenrosen von seinen Bienen. In jener Welt – damals im 19. Jahrhundert, vielleicht auch heute an einem stillen Plätzchen, das wir nicht verraten – schlägt ein anderer Takt, gehen die Uhren langsamer, bleibt die Muße, die Natur zu genießen, den langsamen Fluss der Zeit. Der Dichter Joachim Ringelnatz ermutigt ein halbes Jahrhundert nach Storm ebenfalls zu Muße und zum Müßiggang und schlägt einen etwas anderen Ton an:

Sommerfrische

Zupf dir ein Wölkchen aus dem Wolkenweiß,
Das durch den sonnigen Himmel schreitet.
Und schmücke den Hut, der dich begleitet,
Mit einem grünen Reis.

Verstecke dich faul in die Fülle der Gräser.
Weil's wohltut, weil's frommt.
Und bist du ein Mundharmonikabläser
Und hast eine bei dir, dann spiel, was dir kommt.

Und laß deine Melodien lenken
Von dem freigegebenen Wolkengezupf.
Vergiß dich. Es soll dein Denken
Nicht weiter reichen, als ein Grashüpferhupf.

Joachim Ringelnatz (1883-1934)

Nichts müssen müssen und nichts sollen, sich verstecken dürfen, ganz für sich in der Natur. Und dabei Melodien und Gedanken kommen und gehen lassen. Ganz im hier sein, nur in diesem sommerlichen Moment leben und nicht weiter als ein Grashüpferhupf denken, wäre das nicht schön?!

Sich verstecken, weil es gut tut, mal nicht erreichbar zu sein und trotzdem geht die Welt nicht unter. Ich bin dann mal weg, ich bin „out of office“. Mails werden später beantwortet, das Smartphone bleibt ausgeschaltet. Ich nur für mich, verborgen in der grünen Wiese unter dem weiten Himmel, ähnlich wie vorhin Christian Morgenstern. Warum eigentlich nicht?!

Zwischenmusik

Kennen Sie diesen inniglichen Moment, liebe Gemeinde, wenn die Natur einen geradezu berauscht: Der eine macht die Erfahrung in den Bergen (wir haben letzte Woche vom Erhabenen gesprochen), der andere eher am Meer. Am Strand zu stehen, am „Rand der Glückseligkeit“ wie ein neue Publikation über den Strand heißt, die unermessliche Weite und Wildheit und Tiefe des Meeres atemberaubend vor sich? Oder: Am Horizont die Sonne versinken zu sehen und sich zu fragen, welchem Erdteil sie nun erleuchtet wird? Wenn ganz allmählich die Dämmerung heraufzieht und sich der Himmel über Ihnen in unendlich viele Blautöne verfärbt?

Liebe Schwestern und Brüder, das können geistliche Momente sein; sie können in Menschen ein religiöses Gefühl auslösen. Ein Staunen und vielleicht die Frage: Woher kommt diese Schönheit, das, was ich als so erhaben empfinde? Hat ein Schöpfer alles so wunderbar gemacht? Ein erster Beweger, ein Erhalter, den wir Gott nennen? Weist die wunderbare Welt auf ihren wunderbaren Ursprung? Und ist die Schönheit dieser Welt vielleicht ein Geschenk dieses Schöpfers, ein Geschenk Gottes an den Menschen? Ist es vermessen oder hochmütig zu denken, dass der Schöpfung Sinn vielleicht auch ist uns zu erfreuen, uns eine Wonne zu sein? „Wonne in des Menschen Brust, der der

Freud ist sich bewusst, die ihm Gott gegeben“, so dichtete Theodor Storm und ganz ähnlich hat es schon der Psalmbeter geschrieben:

Im Psalm 104 wird die Natur ein Abbild der Schönheit Gottes, sie ist gleichsam Gottes Gewand und Thron, hören wir noch einmal Worte aus dem Psalm:

Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich;
Du bist schön und prächtig geschmückt.
Licht ist dein Kleid, das du anhast.
Du breitest den Himmel aus wie einen Teppich;
Der du das Erdreich gegründet hast auf festem Boden,
dass es bleibt immer und ewiglich.
Du feuchtest die Berge von oben her,
du machst das Land voll Früchte, die du schaffest.
Du lässt Gras wachsen für das Vieh
Und Saat zu Nutz den Menschen,
dass du Brot aus der Erde hervorbringst,
dass der Wein erfreue des Menschen Herz
und sein Antlitz schön werde vom Öl
und das Brot des Menschen Herz stärke.
Herr, wie sind deine Werke so groß und viel.

Noch einmal die Frage: Liegt der tiefere Sinn der Natur darin, uns zu erfreuen, zu stärken, zu erfüllen? Wenn wir in der Natur mehr sehen als der „Outdoor-Bereich“, den wir für unseren Sport verzwecken, aber auch mehr als ein in sich geschlossenes Ökosystem, das sich selbst genug ist und entsprechend der Evolutionstheorien irgendwann in seinen Milliarden Jahren den Menschen aus sich heraus gesetzt hat; wenn die Natur mehr ist als das, dann geben wir ihr eine zusätzliche Bedeutung für uns. Wenn wir die Erde und alles Leben als Schöpfung verstehen, dann drücken wir zumindest das aus, was wir bei ihrem Anblick oft ganz unmittelbar empfinden: Dass diese Welt in ihrem Geschaffensein ein Wunder ist, das über meinen Verstand und menschliches Begreifen hinaus geht. Dass sie eben wunderbar ist und ich deshalb Ehrfurcht und Dankbarkeit empfinde. Dankbar, nicht nur ein Teil dieser Schöpfung zu sein, sondern mir ihrer Schönheit und Pracht auch bewusst zu sein, die Schönheit zu empfinden. Zu meiner Würde als Mensch gehört, dass ich Schönheit und Dankbarkeit empfinden kann. Das ist meine menschliche Würde, vielleicht auch meine Aufgabe. Das ist eben auch der Tenor jenes Psalms: Der Dank an Gott den Schöpfer aus dem Staunen darüber, dass ich erschaffen wurde und eine Zeitspanne erleben darf auf dieser schönen Erde. Und nicht zuletzt: aus dieser Würde wächst auch meine Verantwortung die Schöpfung zu bewahren.

Bei meiner Suche nach einer Sommerlyrik, die diesen religiösen Moment der Selbst- und Gottvergewisserung in gedichteter Form zum Ausdruck bringen könnte, bin ich auf ein, wie ich finde, großartiges Gedicht Gabe von Czeslaw Milosz, gestoßen (den polnischen Literatur-Nobelpreisträger des Jahres 1980). Es heißt Gabe.

Der Tag war glücklich.

Der Nebel fiel früh herab, ich hatte im Garten zu schaffen.

Die Kolibris rasteten an der Blüte des Kaprifoliums.

Es gab in der Welt kein Ding, das ich hätte haben wollen.

Ich kannte niemanden, den ich beneiden müsste.

Was Böses geschehen war, hab ich vergessen.

Ich schämte mich nicht zu denken, ich sei, wer ich bin.

Ich spürte keinerlei Schmerz im Leibe.

Aufgerichtet sah ich das blaue Meer und die Segel.

Fast wie im Paradies, so unbekümmert, selbstvergessen ist das dichtende Ich bei sich selbst: Der Mensch, den Milosz hier beschreibt, hat alles, was er braucht zum Leben in seinem blühenden Garten, nichts stört sein Glück, keine schlechter Gedanke überschattet ihn, kein Leid bekümmert ihn, keine Scham, keine Schuld. Er ist selig, er ist mit sich im Reinen, voller Frieden. Sich nicht zu schämen zu denken, ich sei, wer ich bin. Das gehört doch zu den höchsten der Glücksgefühlen...

Liebe Gemeinde, solche Momente möchte ich als sommerliche Moment bezeichnen; sie gehören für mich zum Erleben des Sommers (auch wenn es Sie sicher auch zu anderer Jahreszeit gibt). Wir brauchen diese sommerlichen Momente des Erfüllt- und Geborgen- und Glücklichseins als Gegenüber zur Gebrochenheit des Alltags, zur Zerrissenheit der Welt, zum Leidvollen unseres Lebens. Wir brauchen sie, wenn wir Fehler und Versäumnisse ansehen wollen, Schuld bekennen und Vergebung annehmen wollen. Wir brauchen sie, um Schweres zu tragen und mit anderen zu teilen.

Wir brauchen sie als Zeichen, als Momente der Ewigkeit in unserer Zeit, als Momente eines offenen Himmels über uns, als Momente des Friedens mitten unter und in uns. Es sind nur kurze Momente, manchmal weilen sie kaum länger als ein paar Sekunden, aber ihre Wirkung reicht sehr viel länger.

Ich wünsche Ihnen, liebe Gemeinde, dass Sie in diesem Sommer solche Momente erleben dürfen, Momente der Muße und des religiösen Staunens, vielleicht tatsächlich inmitten der Natur, Momente der Demut und der Dankbarkeit, und Momente des Einverständnisses mit sich und mit Gott. Mehr ist nicht nötig, damit Sie, damit wir dann am Ende sagen können: Herr, es ist Zeit, der Sommer war sehr groß... Amen.